



Die Welt ist im Kopf

Wie kommt jemand dazu, einen Roman über den jungen Schopenhauer zu schreiben, der nach Venedig fährt, um Lord Byron zu treffen, dort aber vor allem eine junge Venezianerin trifft? Christoph Poschenrieder gibt Auskunft über seinen wunderbaren Erstlingsroman und über sich selbst.

Diogenes Magazin: Hatten Sie immer schon vor, einmal einen Roman zu schreiben?

Christoph Poschenrieder: Nicht immer schon, aber schon lange, ziemlich lange sogar. Die Idee zu diesem Roman hatte ich während des Philosophiestudiums, ein Konzept, ein paar Seiten, das fertige Manuskript viele Jahre später.

Woher kommt Ihr Interesse für Schopenhauer?

Schopenhauer ist der eine unter den deutschen Philosophen, der schreiben konnte (der andere ist Nietzsche), das hat mich anfangs im Studium angezogen. Dann seine Philosophie, in der der Mensch nicht nur als »Geistwesen« auftritt, sondern auch mit seinen

Gefühlen und Trieben, seiner Körperlichkeit: Er hat das als Erster genau beobachtet und erforscht. Und weil Schopenhauer ein philosophischer Pessimist ist, verspricht er kein Heil, kein glorioses Jenseits. Den Ausweg

Die Realität spielt mit, und ich mit ihr.

aus dem Schlamassel des Lebens gibt es nur im Diesseits. Klingt aber trauriger, als es ist!

Dazu passt die Lebenslust Ihres zweiten Protagonisten, Lord Byron. War es das, was Sie an dieser Figur reizte?

Eher der Byron im Wandel, der eben kein »party animal« mehr sein

möchte – oder kann, weil er's körperlich nicht mehr durchsteht. Ich habe eine Weile gebraucht, um diese Figur zu verstehen: Hab ich den kompromisslosen Poeten oder den exzessiven Genussmenschen vor mir? Bei Byron, dem Dichter, gibt es immer noch einiges zu entdecken, aber die deutschen Übersetzungen sind uralte, und man muss eine Menge Fußnoten mitlesen, weil Byrons satirische Dichtungen voller böser Anspielungen auf Zeitumstände und -genossen sind, die keiner mehr kennt. Seine Liebesgedichte gehen natürlich immer.

Was bedeutet der Titel Ihres Romans, *Die Welt ist im Kopf*?

Das ist der Versuch, Schopenhauers Erkenntnistheorie in ein paar Worte

zu fassen. Er sagt ja, es gibt keine Sonne für sich, sondern nur ein Auge, das eine Sonne sieht. Also, von der Existenz der Sonne zu reden, ohne in der ganzen weiten Welt wenigstens ein sehendes Auge dazuzudenken, ist sinnlos: Objekt geht nicht ohne Subjekt, und das macht die ›Welt als Vorstellung‹ aus. Was aber nicht heißen soll, dass alles nur Traum- und Wahnbild ist, denn es gibt ja noch die ›Welt als Wille‹, die andere Hälfte.

In der Notiz zur Geschichte der Geschichte am Ende Ihres Buchs verzeichnen Sie mit einem Augenzwinkern, was genau »wahr« an der Geschichte ist, die Sie geschrieben haben. Haben Sie viel Arbeit in die Recherche investiert?

Sehr viel, und das ist ein ganz großer Teil des Vergnügens. Beim Schreiben brauche ich Bilder, und die Bilder entstehen aus der Recherche. Man muss nicht bis zum letzten Uniformknopf genau sein, das wäre obsessiv, aber wenn ich etwas herausfinden kann und es meiner Geschichte nützt, warum nicht? Die Realität spielt mit, und ich mit ihr.

Es geht Ihnen aber wohl kaum um historische Fakten. Worum ging es Ihnen bei diesem Roman?

Die Geschichte eines jungen, ehrgeizigen Mannes zu erzählen, der auf die Bühne tritt, Applaus erhofft, aber nicht einmal ein Publikum findet, der eine große Gelegenheit verpasst, der sich darauf einstellen muss, den Rest seines Lebens mit Plan B zu verbringen. Es geht um Ruhm und Anerkennung, was man bereit ist, dafür zu tun, dafür zu opfern.

Schopenhauer sollte der Ruhm zu Lebzeiten verwehrt bleiben. Dafür erlernt er in Ihrem Buch das Gondelrudern. Schopenhauer als Mann der Tat, als praktisch begabter, sportlicher junger Mann. Wie kommen Sie darauf?

Das habe ich ihm einfach zugetraut. Er hat ja als Sohn eines Hamburger Großkaufmanns eine elegante Erziehung erhalten, wie das damals hieß, er konnte reiten und fechten. Bis ins hohe Alter hat er jeden Tag schnelle

Spaziergänge gemacht, vielleicht war Schopenhauer der erste »Nordic Walker«. Wenn das gegen das Klischeebild vom motorisch beschränkten philosophischen Bücherwurm wirkt, auch recht.



Schopenhauer raucht auf seiner Reise nach Italien ein Opium-Pfeifchen. Gibt es Quellen, die bezeugen, dass er das mal ausprobiert hat?

Nein, das habe ich ihm untergeschoben. Ich glaube eher, dass Schopenhauer solche Zustände geängstigt hätten; der wollte schon die Kontrolle behalten, vor allem über sich selbst. Die zweite Pfeife lehnt er ab.

Asiatische Lehren haben Schopenhauers Philosophie geprägt. Sind auch Sie östlicher Weisheit zugetan?

Schopenhauer hatte einen Buddha in seinem Arbeitszimmer stehen, ich habe immerhin eine kleine Schopenhauer-Büste ins Regal zu seinen Büchern gestellt. Die östliche Weisheit sehe ich eher durch Schopenhauers

Brille, europäisiert und nicht ganz authentisch.

In Ihrem Buch hat Schopenhauer zwar noch keinen Pudel, aber er lässt sich von einem herumstreuenden Hund Venedig zeigen. Haben Sie selbst einen Hund?

In unserer Familie gab es immer Hunde, und jetzt habe ich auch einen. Für uns Kinder waren sie oft Trostspender, man konnte wunderbar in ihr Fell hineinheulen, wenn das Leben mal wieder furchtbar war. Wenn mein Hund auf dem Teppich liegt und träumt, dabei mit den Pfoten wackelt und irgendwas beschnüffelt, bin ich immer auf ganz seltsame Weise angerührt. Streng nach indischer Lehre könnte man dann zu sich selber sagen: Dies bist du. Die Einheit der Geschöpfe über alle Gattungsgrenzen hat Schopenhauer jedenfalls in seine Lehre eingebaut. Tierquälerei hat er gehasst.

Kommen wir zu Teresa, der Frau, von der in Ihrem Roman selbst ein Arthur Schopenhauer noch etwas lernen kann. Es gab sie ja tatsächlich. Was weiß man denn genau über sie?

Wenig. Ein italienischer Schopenhauer-Forscher hat einmal die Kirchenbücher von Murano durchsucht und für den August 1793 die Taufe einer Teresa Fuga gefunden. Das könnte schon passen, diese Teresa wäre 1818/19, als Schopenhauer in Venedig war, um die 25 Jahre alt gewesen. Der Nachname Fuga deutet auf einfache Herkunft, mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Milieu der Gondolieri. Dann gibt es noch diesen charmant-nachlässigen Brief an Schopenhauer und den Liedtext, *La note xe bella* – die Dokumente hat er aufbewahrt, sie sind heute im Schopenhauer-Archiv in Frankfurt. Wenn die Briefschreiberin die Teresa aus Murano ist, dann hat sie sich damit ein bisschen unsterblich gemacht, denn ansonsten hat sie keine Spuren hinterlassen.

Und über die andere Teresa, die Geliebte Lord Byrons, was weiß man da? Die Contessa Teresa Guiccioli hat

sogar ein Buch über ihr Leben an der Seite Byrons geschrieben, in rückblickender Vergoldung allerdings. Lange hat ihre Beziehung nicht gedauert, denn Byron starb schon 1824, nicht nur räumlich entfernt von ihr, nachdem er sich in eine neue Passion gestürzt hatte, den Freiheitskampf der Griechen.

Und dann ist da noch Goethe. Er kommt nur zwei Mal in Ihrem Buch vor. Und doch scheint er stets gegenwärtig zu sein. Für Schopenhauer eine sehr wichtige Figur ...

Eine, etwas ambivalente, Vaterfigur, kommt mir vor. Schopenhauers leiblicher Vater brachte sich um, als der Junge 17 war. Er hat seinen Vater sehr verehrt, sogar verklärt, was wohl auch in Reaktion auf das schwierige Verhältnis zur Mutter geschah. Goethe verehrte er ungeheuer, er ließ sich einspannen für Goethes Farbenlehre, unterdrückte aber den Widerspruch nicht, wenn er überzeugt war, dass der Ältere falsch lag. Der hielt ihn später auf Distanz, aber Schopenhauer hat es ihm nicht übelgenommen. Mit seiner Empfehlungskarte an Lord Byron ist Goethe tatsächlich unsichtbarer Reisegenosse Schopenhauers.

Eine andere historische Figur ist die Operndiva Angelica Catalani. Wie kamen Sie darauf, auch sie in diese Geschichte mit einzuflechten?

Ich hatte beim Schreiben dieses Lied von G.F. Händel im Ohr, *Lascia la spina* – das zwar wunderschön ist, aber einen immer auch etwas frösteln lässt –, und brauchte jemanden, der es singt. Die Karriere der Catalani ist zur Zeit der Romanhandlung im Niedergang, sie war einmal extrem populär gewesen, und ihr mutmaßlich letztes Aufglücken in Venedig variiert für mich die Geschichte von Ruhm und Anerkennung.

Ihr Roman spielt in Venedig. Was bedeutet Ihnen diese Stadt?

Ich hätte es nicht schlecht gefunden, wenn Byron und Schopenhauer sich in einer anderen italienischen Stadt aufgehalten hätten, Venedig ist eben schon reichlich abgespielt – aber immer noch wunderschön, wenn man

zur richtigen Zeit kommt und die abgelegenen Orte aufsucht, im nebligen Frühwinter. Ich habe immer an den Film *Wenn die Gondeln Trauer tragen* denken müssen – das ist das Venedig, durch das mein Schopenhauer geht.

Für Schopenhauer gibt es den Ausweg aus dem Schlamassel des Lebens nur im Diesseits.

Sie sind bei Boston geboren und haben ein paar Jahre in New York gelebt. Ihr Buch jedoch spielt nur in Europa. Wie sehr fühlen Sie sich mit den USA verbunden?

Seit Obama wieder etwas mehr, aber ein Regierungswechsel verändert nicht das ganze Land. Ich glaube eher, dass ich mit den Jahren Europa mehr und mehr schätze.

Und was verbindet Sie mit München?

Ich bin in einem Vorort aufgewachsen, habe in München studiert und arbeite dort: Ich fühl mich in München

BUCHTIPP



Christoph
Poschenrieder
*Die Welt
ist im Kopf*

Roman · Diogenes

Erscheint im März 2010
352 Seiten, Leinen
ISBN 978-3-257-06741-5

Ein furioses Debüt. Eine lustvolle Reise durch Philosophie und Phantasie. Die Hauptfiguren: Arthur Schopenhauer, Lord Byron und eine junge Frau.

einfach zu Hause. Mein anderes Zuhause liegt etwas südlich des Brenner, in Südtirol, und ich fahre in beide Richtungen gerne. Wettermäßig sind die Südalpen allerdings klar im Vorteil.

Sie haben die Journalistenschule an der Columbia University in New York besucht. Sind Sie dort zu Ihrem Schreibstil gekommen?

Journalistisch Schreiben ist schon anders, meist unter Zeitdruck, auf Zeile – »und immer an den Leser denken!« In New York musste ich noch dazu auf Englisch schreiben, und das ist eine Sprache, in der man – wenn man das Vokabular hat – sehr gerade und wortarme Sätze bauen kann. Trotzdem erkenne ich lustigerweise, wenn ich meine alten Texte lese, eine Art »Stallgeruch« – ich weiß dann wieder: Stimmt, das ist von mir. Vielleicht macht sich auch meine Arbeit an Dokumentarfilmen bemerkbar; nicht, weil die Kommentartexte so brilliant wären, dazu pfuschen da zu viele Redakteure herum, sondern weil man ständig in und mit Bildern denken muss und streng sequentiell.

Gibt es Autoren, die Sie geprägt haben?

Das ist etwas diffus. Es gibt immer wieder welche, die mich faszinieren, die ich neu lese, letzthin habe ich zum Beispiel Joseph Roth wiederentdeckt und mir gedacht: So müsste man's können. Ich mag die englischen und amerikanischen Erzähler, einen frühen Hemingway, auch einen halben Chandler (dann werden mir die coolen Pointen zu viel), ich mag alle, die mit einfachen und wenigen Worten erzählen können, die Ironie eines Karl Kraus oder Ambrose Bierce, den spröden Wittgenstein im *Tractatus*, einen eleganten Maupassant, Čechov, das Märchenhafte bei Leo Perutz, das Aufwühlende bei Ernst Weiß.

Werden Sie weiter schreiben?

Solange es Spaß macht.

Wieder über berühmte historische Figuren?

Vielleicht später einmal, aber im nächsten Buch gibt es garantiert keine prominente historische Figur. ● zan